

Ulrich Robin

Das Vermächtnis
oder
Von Lilien lernen

Das Vermächtnis
oder
Von Lilien lernen

Ulrich Robin

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Ulrich Robin

Das Vermächtnis
oder
Von Lilien lernen

Berlin: Pro BUSINESS 2017

ISBN 978-3-86460-695-3

1. Auflage 2017

© 2017 by Pro BUSINESS GmbH
Schwedenstraße 14, 13357 Berlin
Alle Rechte vorbehalten.

Produktion und Herstellung: Pro BUSINESS GmbH

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

www.book-on-demand.de

ClimatePartner[°]
klimateutral

Vorwort

Das Vermächtnis oder Von Lilien lernen ist eine Rückschau in Romanform auf die Zeit, in der wir, die deutsche Nachkriegsgeneration, noch ankämpften gegen die Verdrängungskultur unserer Eltern. Und uns zugleich identifizierten mit den Zielen der deutsch-französischen Verständigung, die im Jahr 1963 mit dem Élysée-Vertrag besiegelt wurde.

Der Roman ist der deutsch-französischen Verständigung gewidmet. Ihren Vätern und denen, die sie mit Leben erfüllt haben.

Das gelegentliche Einflechten französischer Phrasen und Sätze in den deutschen Text hat die Bearbeitung des Manuskriptes verständlicherweise erschwert. Der Autor ist der Lektorin, Frau Susanne Schwartz, sehr dankbar, sich des Manuskriptes angenommen und dem Text trotz nötiger Korrekturen die beabsichtigten Eigenarten bewahrt zu haben.

Für die Durchsicht des Französischen dankt der Autor Patrick Pourquery de Boisserin, für die kritischen Anmerkungen, die zur Modifikation einiger im weitesten Sinn medizinischer Aussagen beigetragen haben, Dr. Eva-Maria Schmitz.

Inhalt

Vorwort	5
Kapitel 1	9
Szenenfolge I - Chartres bereitet sich, wie jedes Frühjahr, auf den Touristenansturm vor	18
Szenenfolge II - Der Allemand tut sich schwer mit der Wiederaufnahme der Kathedralenführungen	28
Szenenfolge III - Eine junge Deutsche aus der Schar der Touristen interessiert sich für den Allemand.....	45
Kapitel 2	63
Szenenfolge IV - Das Interesse des Allemand gilt nur noch der vermeintlichen deutschen Touristin.....	65
Kapitel 3	91
Szenenfolge V - Der Allemand verabschiedet sich von den Kathedralenführungen.....	95
Szenenfolge VI - Der Paris-Ausflug des Allemand und der jungen Deutschen endet vorzeitig	122
Kapitel 4	157

Kapitel 5	169
Szenenfolge VII - Die Kathedralenführer von Chartres gehen gegen das geplante Ende hergebrachter Führungen vor - Für den Allemand ist die Aussöhnung mit Françoise wichtiger.....	183
Kapitel 6	221

Kapitel 1

Paris. Gare Montparnasse. Für Reisende gibt es in dieser Stadt - vor allem zu nachtschlafender Zeit - sicherlich angenehmere Aufenthaltsorte als den Wartesaal eines Bahnhofs. Selbst wenn sie vom angeschlossenen Bahnhofs-Restaurant auf das herzlichste willkommen geheißen werden. In aller Regel nämlich lassen die Wartesäle französischen Charme vermissen. Ich erwähne dies, weil ich soeben versuche, eine längere Wartezeit im Bahnhof Montparnasse bis zur Abfahrt des ersten morgendlichen Zuges für mich erträglich zu gestalten. Der Hinweis des Paris-Reiseführers, man dürfe es nicht versäumen, die Gaststätte im Gare de Lyon aufzusuchen, sie sei eines der schönsten Bahnhofrestaurants in Paris, ist da wenig hilfreich. Denn in wenigen Stunden, so sagt mein Reiseplaner, werde ich hier, im Bahnhof Montparnasse, den Zug nach Chartres besteigen - nicht genug Zeit für einen Abstecher zum Gare de Lyon.

Kaum überraschend, nutzen außer mir nur wenige Reisende den Wartesaal zu dieser Stunde. Diejenigen, die an dieser Stelle die Beschreibung gestrandeter Gestalten mit schicksalsträchtiger Vita erwarten, muss ich enttäuschen. Bei den Wartenden handelt es sich fast ausschließlich um solche, die ihren letzten Zug in Richtung Chartres verpasst haben und die jetzt, wie ich, auf den ersten Morgenzug warten. Nervös bis ungeduldig die einen, gegen den Schlaf ankämpfend die anderen. Einer leseähnlichen Beschäftigung gehen nur zwei nach. Sie bearbeiten oder befragen ununterbrochen ihre Tablets, scheinen mit ihnen fast im Zwiegespräch zu stehen.

Um meinem Umfeld etwas Positives abzugewinnen, könnte ich argumentieren, dass die Tristesse dieses Wartesaals eine angemessene Einstimmung ist für meinen Besuch in Chartres. Dort nämlich werde ich mich der traurigen Pflicht unterwerfen, an einem Begräbnis teilzunehmen. In gewisser Weise unbeabsichtigt als Abgesandter der in Deutschland um den Verstorbenen Trauernden. Die nämlich kommen nicht, so hatten sie mir in letzter Minute mitgeteilt, weil sie zu ihrem Bedauern feststellen mussten, ausgerechnet zum anberaumten Zeitpunkt der Bestattung beruflich unabkömmlich zu sein.

Wie jedermann weiß, ist das Umsteigen von einem Zug in den anderen in Paris umständlich, um nicht zu sagen mühselig bis unerfreulich. Ich habe jedoch die Bahnfahrt mitsamt ihrer Unannehmlichkeiten auf mich genommen, weil ich mir erhofft hatte, die tagesfüllende Reise nutzen zu können, um mich mental auf das Begräbnis vorzubereiten. So gesehen ist selbst die Wartezeit im wenig anheimelnden Aufenthaltsraum zu ertragen. Während der Regionalzug von einer Reinigungskolonie im Depot mit Bürste, Wasser und Detergenzien auf seine Fahrt nach Chartres vorbereitet wird, fahre ich fort, mich im schmucklosen Wartesaal mittels Lektüre auf die nächsten Tage einzustimmen.

Dass der, der reist, unvermeidliche Wartezeiten mit Lesen verbringt, ist sicher nicht der Erwähnung wert. Meine Lektüre ist jedoch von besonderer Art. Der Verstorbene, ein Freund aus Schul- und Studentagen, hatte mir vor vielen Jahren ein von ihm verfasstes Manuskript zugesandt mit der Bitte, es an Interessierte weiterzuleiten. Und für den Fall, dass ich es für würdig erachtete – so hatte er es tatsächlich formuliert –, den entsprechend Zuständigen wie Verlagslektoren

oder Filmschaffenden vorzulegen. Er hatte es geschrieben, nachdem er bereits einige Jahre in Chartres gelebt hatte. Als ich damals das Manuskript in den Händen hielt, war ich, soeben dem Volontariat entwachsen, als fester Mitarbeiter unserer Tageszeitung journalistisch tätig. Zum Empfänger des Manuskriptes war ich – vordergründig – geworden, weil der von mir ergriffene Beruf es nahelegte, dass ich bereit sei, mich mit dem geschriebenen Wort auseinanderzusetzen. Primär aber war ich Adressat, weil ich seinerzeit der Gruppe – früher nannte man eine solche Freundeskreis – angehört hatte, deren Mitglieder sich aufgrund ihrer Frankreichvorliebe zusammengefunden hatten.

Der Titel der Vorlage zu einem Spielfilm: „Ein Engel spielt in Chartres falsch“. Die dem Text beigefügte Inhaltsangabe, noch wortkarger als ein Waschzettel, in weiten Teilen im Stil eines Filmskripts oder einer Regieanweisung geschrieben, machte die potenziellen Leser mit dem dünnbändigen Werk vertraut. Der Protagonist, der Text spricht vom *Allemand*, durchlebt die Höhen und Tiefen eines Deutschen, der sich bemüht, im Herzen von Frankreich, in Chartres, heimisch zu werden. Man konnte davon ausgehen, dass der Freund sich damit selbst porträtiert hatte. Die Lebensumstände des *Allemand* sind eher bescheiden, ihnen Bohème-Charakter zuzuschreiben, wäre wohl eine Beschönigung. Er bestreitet seinen Lebensunterhalt mit Gelegenheitsarbeiten. Darunter sind zu verstehen das gelegentliche Verkaufen von selbstgemalten Bildern, aber auch die saisonale Tätigkeit als Touristenführer in der Stadt, bevorzugt in der Kathedrale. Man könnte auch subsummieren: Er schlägt sich so durch. All das ist mehr oder minder statisch. Bewegung kommt in die Szenerie, als eine junge Frau, sie ist Abgesandte seines Elternhauses, in Char-

tres eintrifft, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Er wird gewissermaßen von seiner Vergangenheit eingeholt. Das Ende der Episode? Ich glaube, der Allemand hat nie erwogen zurückzukehren. Ich werde es erfahren, wenn ich den Text jetzt lese, aufmerksam und vollständig. Zeit dazu ist reichlich.

Aus einsichtigen Gründen hatte ich mich damals des zugesandten Manuskriptes angenommen. Hatte selbst zwar den Text eher durchgeblättert als gelesen, aus Zeitgründen, aber mich gewissenhaft um erfolgversprechende Verteilung bemüht. Das Ergebnis war nicht ermutigend gewesen. Unsere Feuilleton-Chefin hatte sich zunächst auf meine Fürsprache hin ausführlicher mit dem Text auseinandergesetzt, sich dann aber kritisch-ablehnend geäußert, was hieß: Sie war nicht gewillt, es empfehlend weiterzuleiten. Ihre Begründung: Jacques Tati habe uns Frankreich hinreichend originell vermittelt, wir brauchten keine Fortsetzung, zumal von einem Deutschen. Natürlich hatte ich das anders gesehen, gleichviel bedeutete ihr schriftlicher Kommentar das unrühmliche Ende dieser Manuskript-Karriere in unserem Referat. Von meinen Kollegen erfuhr ich dann auch noch, die Feuilleton-Chefin habe ihnen gegenüber geäußert, dass sie eine klare Botschaft vermisse. Zwischen den Zeilen sei zwar zu erkennen, dass die Person, von der die Rede sei, nach Frankreich gegangen sei, um das elterliche Milieu mit seiner nationalsozialistischen Vergangenheit hinter sich zu lassen, doch das reiche nicht aus. Das Thema Nationalsozialismus sei out heute, habe sie ihnen bedeutet. Wen solle der Text noch interessieren?

Der Filmemacher, den ich fast zur gleichen Zeit angeschrieben hatte, hatte nichts am Genre auszusetzen, aber am Protagonisten, der ihm nur mäßig sympathisch war. Auf

meine Frage warum war die Antwort, für ihn sei der Hauptdarsteller kein wirklicher Repräsentant seiner Generation. Und: Die Zeiten von Jacques Tatis Briefträger und Seebadurlauber – mit Letzterem war Monsieur Hulot gemeint – und der von ihnen gelebten Idyllen seien endgültig vorbei. Eine zeitgemäße Liebesgeschichte könne er auch nicht erkennen. Voilà, c'est tout, würde man vermutlich in Chartres sagen. Das war's dann. Ich sagte: „Danke.“ Und erbat das Manuskript zurück. Einen dritten, ebenfalls nicht weiterführenden Kommentar erhielt ich von einem mir damals bekannten Literaturkritiker, der mich wissen ließ, er beschäftige sich mit Literatur, nicht mit Filmskripten. Da er mich immerhin nicht auf Jacques Tati verwiesen hatte, glaubte ich, mir die Frage erlauben zu können, was er generell vom Manuskript halte. Die Antwort: Der übermäßige Gebrauch der französischen Sprache im Text konveniere ihm nicht, er wolle nicht in Schulzeiten zurückfallen und mit einem Wörterbuch arbeiten müssen. Abgesehen davon habe er bereits Schwierigkeiten, den Text einer geläufigen Gattung zuzuordnen, man könne nicht einmal erkennen, ob es sich um einen Bericht oder um eine Erzählung handele.

Weitere Versuche, das wird nicht verwundern, habe ich in der Sache nicht mehr unternommen, ich habe weitere Fachleute weder angesprochen noch damit belästigt. Allerdings, anlässlich meiner ersten Auslandsreise für meinen Arbeitgeber – ich sollte den Lesern unserer Zeitung die Klöster Burgunds näherbringen – haben der Freund und ich uns in Dijon getroffen. Er mit leichtem Gepäck, ich mit einer Vielzahl von Burgund- und Kunstführern, und vor allem mit seinem Manuskript im Koffer. Das Hotel in Dijon war günstig gelegen, in Bezug auf die Sehenswürdigkeiten der Stadt –

darauf hatte er Wert gelegt –, und zugleich nahe der Herberge eines führenden Sommeliers, die ich mithilfe eines der weniger kunstorientierten Führer aufgetan hatte. In der Herberge verbrachten wir den Abend und die halbe Nacht. Was wir alles haben wiederaufleben lassen an gemeinsamen Erlebnissen, Interessen, Träumen, vermag ich nicht mehr zu sagen, erinnere mich aber an unser beiderseitiges Vortasten zum Thema und zu der Frage: Was war falsch an seinem Manuskript? Natürlich war ich bemüht, die Absagen weniger schroff wiederzugeben, als sie gemeint waren, musste aber dennoch hinreichend klar in meiner Aussage sein, um keinen zweiten Textversuch seinerseits zu provozieren. Was nicht einfach war, da ich selbst mit dem Inhalt des Manuskriptes nur mäßig vertraut war. Sehr bald aber verständigten wir uns auf ein gemeinsames Feindbild. Es wurde die Feuilleton-Chefin, die ins Feld geführt hatte, das Thema Nationalsozialismus sei nicht mehr zeitgemäß. Warum? Weil wir beide der Ansicht waren, dass die Themen, von denen die Erzählung lebte, völlig andere waren, nämlich die von Selbstverwirklichung und vom Aussteigerleben. Also schlugen wir auf die Kritikerin ein, verbal.

Nicht wirklich ungewöhnlich, in Anbetracht der vorgerückten Stunde und nach etlichen Weinproben. Aber einer Lösung hat uns das nicht näher gebracht, sollte es wohl auch nicht.

Meine Frage, eingebettet in den Austausch unserer Erinnerungen, die endgültig von dem heiklen Thema der Manuskript-Ablehnung wegführen sollte, nämlich inwieweit die im Manuskript beschriebene Episode mit der jungen Frau Teil seiner eigenen Biografie sei, hätte ich besser nicht gestellt. Denn zum einen erhielt ich nicht die erwartete klare

Auskunft, zum anderen nahm der Freund Anlauf, mir die Geschichte seiner Namensgebung zu erläutern. Mit Erfolg konnte ich ihn zwar von Letzterem abbringen. Doch schien ihn meine Bemerkung, das interessiere mich nicht, und vermutlich auch nicht eventuelle Leser, in seinem Autorenstolz gekränkt zu haben, zumindest für einige Augenblicke. Die Schilderung der Namensgebung, war mir aus seinem Text hinreichend bekannt. Ausführlich, langatmig, fast ausufernd hatte er dort beschrieben, was es mit den Namen Allemand und Alman auf sich hatte. Den entsprechenden Textteil hatte ich deswegen in Erinnerung, weil er mich seinerzeit an ein Buch aus Kinderzeiten erinnert hatte. Sein Titel: „Wie der Hase Justus zu seinem Namen kam“. Eine komische, kindgerechte Erzählung, aber auch nicht mehr. Anlässlich unseres Treffens in Dijon hingegen hätte ich gerne erfahren, ob Autor und Protagonist tatsächlich eins waren. Vielleicht aber störte den Freund nur das Wort Biografie. Denn ich wurde abschließend beschieden, er habe das autobiografische Alter noch nicht erreicht. Und er hatte ergänzt: Eine Autobiografie zu schreiben, sei höchstens zu einem späteren Zeitpunkt denkbar, wenn überhaupt. Bei Selbstporträts sei das anders, die würde er jederzeit malen. Damit war es ihm gelungen, den Bogen zu seinem Anliegen zu spannen, dem Kunstinteressierten, der war ich, die Bewunderung der zahllosen Selbstporträts von Horst Janssen anzuempfehlen.

Auch meine Frage, ob er im Hinblick auf seine Erfahrungen anderen, zum Beispiel mir, zu- oder abraten würde oder wolle, ein Leben als Aussteiger oder Selbstverwirklicher zu führen, wurde nicht wirklich beantwortet. Die Antwort gerann vielmehr zum Lob auf französische Sitten und Gebräuche, sodass ich schon befürchtete, er würde, mit dem

Weinglas in der Hand, aufstehen und die Marseillaise anstimmen im widerhallenden Weinkeller des Sommeliers. Gott sei Dank aber kam er nicht auf den Gedanken, und unsere Zusammenkunft endete schließlich in bestem Einvernehmen – wenn auch ohne Ergebnisse.

Was den Freundeskreis betrifft, den das Interesse an Frankreich einte, so ist anzumerken, dass das Fundament unserer Frankreichbegeisterung bereits im Schulunterricht gelegt worden war. Wobei der begleitende Schüleraustausch wesentlich dazu beigetragen hatte, eingebettet in die Versöhnungsbemühungen französischer und deutscher Staatsmänner, die schließlich im Élysée-Vertrag von 1963 gipfelten. Wir fühlten uns als Teil von etwas Großem, wollten unseren Beitrag dazu leisten, eine Erbfeindschaft zu beenden. Zudem hatte unseren Freundeskreis die Sehnsucht nach französischer Lebensart verbunden. Was immer wir darunter verstanden. Die einen meinten damit die Lebensart, der man im Norden Frankreichs nachgeht und die uns Jacques Brel in seinen Chansons näherbrachte. Die anderen meinten die des Südens, für uns gleichbedeutend mit provenzalischem Lebensgefühl. Nur wenige hatten, eigenartigerweise, Paris im Blick. Uns allen war gemeinsam, ein Leben „wie Gott in Frankreich“ führen zu wollen. Ungeachtet der Belehrung unseres Lehrers, der uns französische Sprache und Gewohnheiten vermittelte. Denn der hatte, gemäß seinem Bildungsauftrag, darauf hingewiesen, dass nicht wir Heutigen angesprochen waren, sondern dass nach gängiger Lehrmeinung dieser Ausspruch die Lebensumstände des geistlichen Standes im Frankreich vor der Revolution charakterisieren sollte. Doch das tat

unserem Verlangen keinen Abbruch. Wir ignorierten die Belehrung.

Die Schwärmerei für Frankreich überstand selbst die kritische Phase des Auseinandergehens nach Schulabschluss unbeschadet. Sie wich entschlossenem Handeln in der Sache. Die einen pflegten ihre Sehnsucht aus der Ferne, was hieß: blieben in der Heimat, beließen es dabei, die Sprache zu studieren oder sich französisch zu verloben. Zu Letzteren gehörte ich. Andere vermischten ihre Frankreichsehnsucht mit dem Wunsch nach Selbstverwirklichung, zu ihnen gehörte der Verstorbene. Er ging nach Frankreich, allerdings nicht in die Provence. Möglicherweise weil Töpfern nicht sein Ding war. Er beließ es dabei, in Chartres sesshaft zu werden.

Meine Vergangenheitsbetrachtungen werden hier unvermittelt vom einzigen Ober unterbrochen, der für den Wartesaal zuständig ist. Er fragt nach einem letzten Wunsch, bevor für mehrere Stunden der Küchendienst eingestellt und die Caf bar geschlossen wird. Ich nehme sein Angebot eines vorläufig letzten Milchkaffees wahr. Und nehme zugleich die Unterbrechung zum Anlass, mich endgültig dem Text des Freundes zuzuwenden. Dem lose gebundenen Manuskript sind nicht nur Titelseite, Inhaltsangabe und Personenverzeichnis vorangestellt, es sind auch seine sieben Kapitel betitelt. So, als sollten wir Leser schonend darauf vorbereitet werden, was uns erwartet. Das erste Kapitel, der Freund spricht von der *Szenenfolge I*, scheint uns mit dem Ort des Geschehens vertraut machen zu wollen.

Szenenfolge I - Chartres bereitet sich, wie jedes Frühjahr, auf den Touristenansturm vor

Es ist Frühlingsanfang und früher Morgen. In Chartres beginnen die Vorbereitungen auf die Saison. Die Straßen um die Kathedrale sind fast menschenleer. Lediglich zwei Radfahrer beleben die Szene. Einer der beiden klebt großformatige Plakate mit dem Titel *Visitez la Crypte de la cathédrale de Chartres*, während der andere kleine Pappschilder an die Besitzer der umliegenden Geschäfte verteilt. Die Texte auf den Pappschildern sind entweder Englisch oder Deutsch: *We welcome our guests to Chartres - Wir heißen alle Touristen in Chartres willkommen*. Derjenige, der die Plakate klebt, hat wegen der Größe seiner Plakate auf den Litfaßsäulen wenig Glück. Bei der ersten muss er einen Teil einer anderen Reklame überkleben, bei der zweiten bleibt ihm nur, das Plakat quer anzubringen und bei der dritten ist überhaupt keine freie Fläche zu finden. In seiner Not klebt er das Plakat auf die geschlossenen Fensterläden des nächstgelegenen Hauses. Dabei entsteht Lärm, er fährt davon. Er ist noch nicht weit gekommen, da löst der durch den Lärm geweckte Hausbesitzer die Schlagläden, zerreißt dabei das Plakat, bemerkt, was geschehen ist, kann dem Jungen nur noch hinterherschimpfen. Dann versucht er, das Plakat zu lesen, muss sich aus dem Fenster beugen, um die eine Hälfte auf dem noch halb geschlossenen Fensterladen lesen zu können, deren Inhalt für ihn nicht verständlich ist, da der halbe Text fehlt. Er schließt den zuerst geöffneten Schlagladen und öffnet den anderen, um den noch fehlenden Text lesen zu können. Offensichtlich klären sich für ihn die vorange-

gangenen Ereignisse dadurch nicht, er schließt ratlos die Fensterläden.

Der Plakatkleber hat inzwischen ohne Schwierigkeiten eine Vielzahl von Plakaten an eine Mauer geklebt. Er bleibt bei einem ihm bekannten Geschäftsinhaber stehen, der im Begriff ist, in einem Schaufenster von innen ein Schild anzubringen *Zimmer frei. Mann spricht Deutsch.*

Währenddessen ist der zweite Radfahrer umso eifriger. Wahlos verteilt er seine Pappschilder, unter anderem hat er sie im Hut- und Miederwarenladen aufgestellt und im Metzgerladen zwischen Schweinsköpfen. Als er bemerkt, dass sein Kollege seine Zeit mit Plaudern verbringt, pfeift er durchdringend. Der andere springt auf sein Fahrrad, beide fahren in Richtung Unterstadt davon.

Unweit des Geschäfts mit dem Schild *Zimmer frei. Mann spricht Deutsch* verabschiedet sich der Allemand im Hauseingang von Françoise, seiner Geliebten. Das geschieht fast fluchtartig, da beide sich, zu Recht, von einer Gruppe Straßenfeger beobachtet fühlen, die interessiert registrieren: Wer mit wem? Der Allemand geht in Richtung Kathedrale. Als er an dem Schild *Zimmer frei. Mann spricht Deutsch* vorbeikommt, bleibt er unvermittelt stehen, sucht in seinen Taschen nach etwas zum Schreiben, findet tatsächlich Kreide, kreuzt damit gründlich das zweite n von Mann auf der Fensterscheibe durch. Seine Gründlichkeit hat den Ladenbesitzer aufmerksam gemacht, er sieht aber nur noch den davongehenden Allemand. Unschlüssig nimmt er das Schild von innen aus dem Fenster, sieht das auf der Fensterscheibe zurückgebliebene Kreidekreuz, das jetzt völlig beziehungslos aufgetragen wirkt. Er holt einen Lappen, will die Scheibe von innen säubern, was nicht gelingt.

Die Gruppe der Straßenfeger hat sich inzwischen bis zum Platz an der Kathedrale vorgearbeitet. Dort fegt sie vor den Geschäften und Cafés. Da die Straßenfeger nur Besen, jedoch keine Abfalltonnen mit sich führen, fegen sie den zusammengekehrten Unrat lediglich vom Vorplatz eines Geschäftes zum Vorplatz des nächsten. Das wiederholt sich mehrere Male, bis ein Cafébesitzer, der gerade Tische und Stühle vor die Tür stellt, beobachtet, wie der Unrat in den Rinnstein vor seinem Café gefegt wird. Er beschwert sich, ohne Erfolg, glaubt, eine rasche Lösung herbeiführen zu können, indem er einem der Straßenkehrer den Besen aus der Hand nimmt, um selbst den Dreck beiseite zu fegen. Der Besen wird ihm entwendet, bevor er damit fertig ist. Schließlich gibt er dem vermuteten Gruppenführer Geld, bedeutet ihm, aufgrund dieser Zuwendung den Abfall zum Nachbarn zurück zu fegen. Das geschieht. Bald darauf jedoch kommt eine andere Straßenkehrer-Kolonnie aus der entgegengesetzten Richtung, die die gleiche Arbeitsweise wie die erste hat, wodurch der Unrat wieder zu ihm gefegt wird. Der Cafébesitzer betrachtet diese Entwicklung mit Sorge. Er lässt seinen Ober ein Seil holen und sperrt mit zwei Stühlen und dem Seil den Rinnstein vor seinem Café ab.

Unterdessen hat der Allemand die Kathedrale passiert, geht durch die rückwärtige Grünanlage zum Nordportal, will hinein, die Tür ist jedoch durch zahlreiche Gartengeräte verstellt. Er tritt einige Zehnermeter zurück, sucht die zugehörigen Gärtner. Es fällt ihm zwar nicht schwer, sie zu finden, doch kann er sie nicht dazu bewegen, ihre Geräte beiseite zu räumen. So entschließt er sich, selbst den Eingang freizulegen. Als er anschließend die Portaltür öffnen will, stellt er fest, dass sie verschlossen ist. Die Gärtner nehmen